

*vokus: Was natürlich am interessantesten ist für unsere Studierenden und unsere LeserInnen, wenn Sie uns kurz verraten, wie Sie zur Volkskunde gekommen sind und wie Ihr wissenschaftlicher Lebenslauf verlaufen ist?*

Sabine Kienitz: Ich habe damals im Allgäu gelebt und ich bin nicht nach Tübingen gegangen, um Volkskunde zu studieren. Sondern ich wollte einfach nur – studieren. Ich habe ja eine Ausbildung als Journalistin gemacht und war da auch schon das zweite Jahr in der Redaktion für den lokalen Alltag im Ostallgäu zuständig, in Füssen. Dann hatte ich die Idee, dass es das noch nicht sein könne, nach der Schule einfach ins Berufsleben eingestiegen zu sein. Und so kam ich nach Tübingen, weil da Schulfreunde von mir studiert haben. Dort habe ich angefangen mit Germanistik, wollte Russisch und Geschichte noch studieren und das ging alles nicht, weil das im Sommersemester war und die Menschen dort nicht besonders hilfreich – sie sagten einfach, ich solle mir etwas anderes überlegen – und da war auch die Idee, »Studieren Sie doch Volkskunde, das machen viele, das scheint Spaß zu machen«. [Lachen]

Und so habe ich die Liebe an der Volkskunde entdeckt, die in Tübingen ja Empirische Kulturwissenschaft heißt. Das Fach ist in Tübingen auch etwas Besonderes gewesen, die Identität des Faches stellt sich in Tübingen ganz anders her als möglicherweise in Hamburg, weil Tübingen natürlich auch kleiner ist. Und [Hermann] Bausinger eine unglaubliche charismatische Figur gewesen ist in der Stadt, und wenn man gesagt hat, man macht EKW, dann war man auch wer in dieser Stadt. [Lachen] Man hat da sehr viel zurückbekommen interessanterweise, an Anerkennung und an Neugier, man hat für diese Stadt und diese Region gearbeitet, und die Region hat das auch wertgeschätzt, dass da jemand war, der sich so intensiv mit Alltag und eigener Kultur beschäftigt.

In Tübingen war ich dann sehr »sesshaft«. Ich bin sehr stark ans Institut dann auch angebunden gewesen. Seit dem zweiten Semester habe dort bei Carola Lipp und Wolfgang Kaschuba als Hiwi in ihrem Forschungsprojekt zur Revolution 1848 gearbeitet und bin dadurch auch ganz anders ins Studium reingekommen. Also wenn du von Anfang an wissenschaftliche Arbeit aus nächster Nähe mitbekommst, hast du einen anderen Bezug dazu, wirst auch im Institut anders wahrgenommen, und dadurch habe ich auch, glaube ich, schnell Fuß gefasst. Wobei die Arbeit von Carola und Wolfgang, auch weil sie damals sehr sozialhistorisch gearbeitet haben, auch mit Misstrauen

betrachtet worden ist; also ihre Diss[ertation] strotzt vor Zahlen, das hat man nicht so wirklich mit »Volkskunde« identifiziert. Aber das ist eine Zeit gewesen, in der sich auch die Folgen der Soziologisierung des Faches noch niedergeschlagen haben und das verschob sich erst wieder in den 1980er Jahren. Als ich anfang zu studieren, war das noch der Nachhall dieser Zeit.

Dann habe ich Magister geschrieben und hatte anschließend ein Promotionsstipendium und bin daher in Tübingen und am Institut geblieben, habe dann vier Jahre als wissenschaftliche Angestellte gelehrt und gearbeitet, auch haben mich die Kolleg/innen zur Habilitation ermutigt. Dann habe ich ein Habilitandenstipendium bei der DFG bekommen. Also es hatte auch dann eine Art Eigendynamik. [...] Dann bin ich quasi aus der Habil in den Sonderforschungsbereich in Tübingen [zum Thema »Kriegserfahrungen – Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit«] eingestiegen, da ich auch einen engen Bezug zu den Historikern hatte, Langewiesche war damals der andere Charismatiker dort. [...]

Dann habe ich in Göttingen zwei Jahre Vertretung gemacht am dortigen Institut, das war eine sehr schöne Zeit, weil die Kolleg/innen es mir ermöglichen haben, dass ich mich komplett auf Lehre konzentrieren konnte, dass ich meine Habil für die Veröffentlichung fertig machen konnte, dass ich sehr viel Freiraum hatte und wenig eingebunden war in Verwaltungsdinge.

*Wenn man Tübingen und vielleicht auch Göttingen mit Hamburg vergleicht – Sie hatten ja erwähnt, dass auch Projekte in der Stadt gemacht wurden – was genau waren denn solche Projekte, in denen das Fach auch in der Stadt erkennbar geworden ist?, das kann man ja hier von Hamburg nicht unbedingt sagen.*

Das war schon Stadtkulturforschung, also Sozialgeschichte, Unterschichten-geschichte und so weiter, und es gab den Schwerpunkt Museumsausbildung mit [Gottfried] Korff und [Martin] Scharfe. Also das waren damals noch diese »Flachware«-Ausstellungen im Haspelturm. Und ab dem Zeitpunkt, als Korff da war, wurden das auch richtige Ausstellungen. Die ganzen Studienprojekte gingen damals über drei bis vier Semester, unser studentisches «48er-Projekt ging, glaube ich, über sechs Semester. Das heißt, man hat den städtischen Raum immer bespielt in irgendeiner Form. Und das Schloss [in Tübingen] wird ganz anders wahrgenommen, das ist in Hamburg nicht möglich. Da müsstest du permanent das Altonaer Museum und das Museum für Hamburgische Geschichte »bestücken«, damit das in einer Stadt dieser Größe wahrgenommen wird. Man hat auch immer gute Kontakte zum Landesmuseum in Stuttgart gehabt, mit dem es auch immer Kooperationen in

Großprojekten gab, z. B. die Napoleon-Ausstellung, oder Utz [Jeggle] mit seiner Tüftler-Ausstellung. So haben Tübinger auch die Region Stuttgart »be-spielt«, was in Hamburg sicher so nicht möglich ist, als Fach so ein Gewicht zu entwickeln. Das wäre eine schöne Projektidee [Lachen].

*Damals – das klingt ja schrecklich –, sagten Sie gerade, gingen Studienprojekte bis zu drei, vier oder mehr Semester lang. Das waren natürlich andere Studienordnungen, die da reingespielt haben. Jetzt mit dem Bachelor ist ja sowas nicht mehr möglich, Studienprojekte sind auf zwei, maximal drei Semester beschränkt, weil ein Bachelor-Studierender sonst ja die Hälfte seines Studiums mit einem Thema verbracht hätte. Wo sehen Sie weitere Unterschiede und auch Chancen in der Umstellung auf den B.A. konkret für das Fach Volkskunde? Was hätten Sie studiert, wenn sie nochmal mit einem B.A.-Studium anfangen würden?*

Also ich sehe da sehr große Chancen. Man kann sehr viel konzentrierter und zielgerichteter den Bachelor als eine Grundausbildung nutzen, als eine Zeit, in der Studierende gezielt an Methoden und Praxis herangeführt werden können. Das Problem, denke ich, ist, dass für diese Bachelor-Studiengänge jedes Fach für sich Höchstansprüche formuliert hat, was die Studierenden in dieser Zeit lernen und mitnehmen sollen. Dadurch sind sie zugepackt bis oben hin. Zwar kann man den Anspruch haben, »Wir sind das erste Hauptfach, du willst bei uns den B.A. machen, also lege deine Schwerpunkte entsprechend!«, aber diesen Anspruch formulieren die anderen Fächer natürlich auch. Ich glaube, das ist genau die Phase des Ausprobierens, in der Studierende, die anfangen mit dem Studium, d. h., die für sich erstmal klar kriegen müssen, was ihnen wichtig ist und liegt; dann zerren so viele an ihnen, die ihre eigene Gewichtigkeit permanent neu betonen, in den Raum stellen und Erwartungen an sie stellen. Dadurch ist es für Bachelor-Studierende zurzeit sehr schwer zu überlegen, »Wer bin ich? Wo bin ich? Was will ich? Wo könnte es hingehen und was macht mir auch Spaß?« Also das war für uns der absolute Luxus, sagen zu können, »Ich schaue auch mal bei einem anderen Fach mal rein, weil mich das Thema interessiert«, ohne dass man konkret was tun musste. Diese Frustration der Studierenden heute, das nicht zu schaffen, kriegen wir auch oft gespiegelt, und wir als Lehrende müssen uns überlegen, wie man Hier und Jetzt damit umgeht. Die Pläne, das zu verändern, sind ja durchaus da, ich sehe nur noch nicht, wann das greifen soll, dass Prüfungsansprüche und -anzahl nicht so hoch angesetzt werden. Da gibt es in der Kultusministerkonferenz Überlegungen, aber bis das dann ankommt bei den Studierenden, bis dahin sind mindestens die nächsten zwei Kohorten ...

Also einerseits ist das ziemlich viel, andererseits eine große Leistung, dass sich da jemand hingesetzt hat und sich überlegt hat, was zu schaffen sein müsste. Dadurch kriegt man ganz viel mit, dadurch gibt der Bachelor auch Form und Halt, aber vielleicht auch zuviel Vorgaben.

*Es ist also noch offen, ob dieses Gleichgewicht zwischen Halt und Fordern auch das Richtige ist.*

Was wir ja auch erleben ist, dass viele Studierende auch schon seit etlichen Jahren mit dem Anspruch an die Uni kommen, »Ich will nicht studieren um des Studierens willen, sondern ich habe ein konkretes Berufsziel und will schnell durch sein, also labert hier nicht so viel rum!« [Lachen] Also sie betrachten die Uni mehr als Durchlauferhitzer und nicht als wissenschaftliche Spielwiese, wo man neue Dinge probieren kann. Das bedingt sich gegenseitig, viele wollen auch nicht zehn Jahre studieren, darauf stellt sich der B.A. auch wieder ein und signalisiert, dass das möglich ist. [...] Aber ich würde, wenn ich nochmal mit dem Studium anfangen würde, auf gar keinen Fall Germanistik studieren [Lachen], da gibt es viele andere Sachen, die ich mit dem Fach für kompatibel halten würde. Ob es jetzt Religionswissenschaften wären, oder Ethnologie, es gibt Fächerkombinationen, die die Volkskunde gut ergänzen würden. Der ganze kulturwissenschaftliche Bereich ist da sehr spannend, gerade, weil wir viel interdisziplinär arbeiten inzwischen.



*Vielleicht noch eine Frage zum Abschluss: Wie gefällt Ihnen Hamburg?*

Eindeutig: Gut! Ich finde, es ist eine fantastische Stadt. Ich hatte mir immer nur vom Hörensagen von Kolleg/innen berichten lassen, wie schön sie Hamburg fänden. Ich kenne ja nun Berlin und andere Großstädte, ich finde, Hamburg hat ein tolles Flair. Und ich finde, was mir an Menschen begegnet ist, hat mich völlig überrascht, weil es mein Bild der Menschen im Norden komplett über den Haufen geworfen hat. Ich habe nun die Pfälzer in mein Herz geschlossen gehabt, als ich in der Pfalz war, besonders ihre französische Lebensart. Aber ich finde, dass die Hamburger das noch toppen, würde ich sagen [Lachen].

Ich erlebe die Stadt als solche und die Menschen als sehr offen und entgegenkommend, ich habe bis jetzt nur gute Erfahrungen gemacht, egal, ob es um Wissenschaft geht, egal ob es um Alltag, wie Handwerker, geht. Das ist eine faszinierende Erfahrung, dass man sich so schnell wohl fühlen kann, heimisch fühlen kann und das Gefühl hat, dass man hier gerne leben möchte und noch viel mehr kennenlernen. Momentan nimmt der Schreibtisch ja doch viel Raum ein, aber ich freue mich auf die Zeit, wenn man wieder mehr erkunden kann und auch Ideen kriegen kann.

*Was sind Ihre Pläne am Institut für die nächsten Semester?*

Im Sommersemester plane ich das Seminar zum Forschenden Lernen, Teil 2 dann im Winter, und ich würde gerne was zum Hafen machen. Denn das ist eines der Zentren, aber auch ein Raum, ein Mythos, ein Bild, ein Teil dieser Stadt, der sehr spannend zum Erforschen wäre. Das wäre mein nächster Plan, und ich denke, dass ich da auch viel selbst von haben werde. Ich denke, meine bisherigen Forschungsschwerpunkte, wie das historische Arbeiten, werde ich versuchen, auch hier zu verankern. Auch die Themen Körper, Technik, soziale Proteste – das lässt sich sicher in neuer Kombination auch in Hamburg neu überlegen, teilweise fortführen und mit neuem Material bestücken.

*Frau Prof. Kienitz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.*

(Gespräch und Transkription: Johannes Müske)